

dtv

Am 8. August 1736 wendet sich der 24jährige Kronprinz Friedrich von Preußen zum ersten Mal an den von ihm seit längerem verehrten französischen Dichter-Philosophen Voltaire, der 42jährig als Exilant auf Schloß Cirey in Lothringen lebt. Dies ist der Auftakt zu einem Austausch zweier freier Geister, die beide darum ringen, das irdische Jammerthal zu einem freundlicheren Wohnort zu machen. Alles Erlebte und Gedachte kann Anlaß im nun beginnenden brillanten Dialog sein, der weder gegenseitiges Lob noch heftigen Tadel ausspart. Der Briefwechsel zwischen »Apoll« und »Mars« endet erst mit dem Tode Voltaires 1778. Beide Aufklärer hatten einander hellstichtig Unsterblichkeit gewünscht: Beide sind mit ihren Werken und Taten gegenwärtig. Allein diese Briefauswahl mit begleitenden Kommentaren dokumentiert, daß »es nichts Ähnliches in der Literaturgeschichte gibt«. (George P. Gooch)

Hans Pleschinski, geboren 1956 in Celle, studierte Germanistik, Romanistik und Theaterwissenschaften in München. Er arbeitete für Galerien, Oper und Film. Seit 1985 ist er Mitarbeiter beim Bayerischen Rundfunk in München, wo er lebt und als freier Autor, Übersetzer und Herausgeber tätig ist. Seit 1986 erhielt er zahlreiche Auszeichnungen, darunter 2006 den Hannelore-Greve-Literaturpreis und 2008 den Nicolas-Born-Preis. 2011 wurde er mit dem Ernst-Hoferichter-Preis ausgezeichnet. Seine Hauptwerke erscheinen im Taschenbuch bei dtv.

Voltaire – Friedrich der Große

Briefwechsel

Herausgegeben und übersetzt
von Hans Pleschinski

Deutscher Taschenbuch Verlag

Vom Autor und Herausgeber Hans Pleschinski
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:

Ostsucht (13090)

Brabant (13194)

Bildnis eines Unsichtbaren (13276)

Leichtes Licht (13666)

Madame de Pompadour. Briefe (13333)

Verbot der Nüchternheit (13789)

Ludwigshöhe (13937)

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de**



Neuausgabe 2010

2. Auflage 2012

Veröffentlicht im Mai 2004

im Deutschen Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München

© Carl Hanser Verlag, München

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlagbild: ›Friedrich II. und Voltaire‹

(ca. 1900) nach Georg Schöbel (akg-images)

Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13896-3

Voltaire – Friedrich der Große

»Wo es um Freundschaft geht,
bin ich nicht zu überbieten«



Friedrich und Voltaire

Stich von Pierre Charles Baquoy, nach einem Gemälde von Nicolas André Monsiaux, um 1795. (Archiv für Kunst und Geschichte, Berlin)

»... sowie ich eintrete, faßt er mich bei den Haaren, wirft mich zu Boden, und nachdem er seine starken Fäuste auf meiner Brust und meinem ganzen Leib erprobt hat, schleppt er mich an das Fenster und legt mir den Vorhangstrick um den Hals ...«

1736 züchtigt Friedrich Wilhelm I., der Soldatenkönig, seinen ältesten Sohn nicht mehr. 1736 ist der preußische Kronprinz Friedrich vierundzwanzig Jahre alt. Sein Fluchtversuch aus Preußen, in der Folge die Hinrichtung seines Freundes Hans Hermann von Katte, seine Haftstrafe in Küstrin liegen hinter ihm. Friedrich ist 1736 Regimentskommandeur in Ruppin. Da er nach anfänglichem Widerstand auch in die Ehe mit Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern eingewilligt hat, darf er sich, mit väterlicher Erlaubnis, Schloß Rheinsberg nach seinem Geschmack ausbauen. In Rheinsberg bei Ruppin lebt es sich 1736 recht angenehm, will sagen: unmilitärisch. Aus Berlin – wohin der Kronprinz zuweilen zum Rapport muß – kommen die Komponisten Carl Heinrich Graun und Franz Benda zum Musizieren aufs Land. 1736 rudern die kronprinzlichen Freunde Charles Etienne Jordan und Dietrich Freiherr von Keyserlingk die Barke mitsamt philosophierendem Cercle über den Rheinsberger See. Hans Georg Wenzeslaus Freiherr von Knobelsdorff malt die märkischen Ausflügler.

In Rheinsberg hat Friedrich seine Bibliothek in einem der beiden runden Schloßtürme unterbringen lassen. In diesem Raum mit antiker Literatur sowie neueren Werken fast durchweg aus Frankreich blickt ein Gemälde von der Wand. Der darauf Abgebildete ist im Jahre 1736 zweiundvierzig Jahre alt und hatte seinen Namen bereits 1718 geändert. 1718 hatte François-Marie Arouet l.(e) j.(eune) – François-Marie Arouet der Jüngere – die Buchstaben seines Familiennamens umsortiert, dabei aus dem ›u‹ ein ›V‹ und aus dem ›j‹ ein ›i‹ gemacht. Auf dem Theaterzettel seiner erfolgreichen Tragödie *Œdipe* hatte dann 1718 zum ersten Mal der neue Name des Dichters von *Œdipe* gestanden: VOLTAIRE.

Berlin, 8. August 1736

Monsieur, wemgleich ich nicht die Genugtuung habe, Sie persönlich zu kennen, so sind Sie mir doch durch Ihre Werke sehr wohl bekannt. Es sind, wenn ich mich so ausdrücken darf, Schätze des Esprits und Werke, die mit soviel Geschmack, Delikatesse und Kunst gearbeitet sind, daß ihre Schönheiten bei jedem Wiederlesen ganz neu erscheinen. Ich vermeinte, darin den Charakter ihres ingeniösen Schöpfers wiederzuerkennen, der unserem Jahrhundert und dem menschlichen Geist überhaupt zur Ehre gereicht.

Die großen modernen Männer werden eines Tages Ihnen und nur Ihnen allein zu Dank verpflichtet sein, wenn der Streit, ob ihnen oder den antiken Dichtern der Vorrang gebühre, wieder aufflammen wird, und wenn dann Sie die Waage auf seiten der Modernen niedergehen lassen werden.

Zu den Eigenschaften des exzellenten Dichters gesellen Sie eine Unzahl sonstiger Kenntnisse, die wohl in einiger Verbindung zur Poesie stehen, die aber erst durch Ihre Feder dort ihren Platz gefunden haben. Nie zuvor hat ein Dichter metaphysischen Gedanken rhythmischen Schwung verliehen; diese Ehre blieb Ihnen als erstem vorbehalten.

Es ist dieses Gefallen an der Philosophie, das Sie in Ihren Schriften erkennen lassen, welches mich dazu anspornt, Ihnen die von mir in Auftrag gegebene Übertragung der Anklage und der Rechtfertigung Monsieur Wolffs zuzuschicken, des berühmtesten Philosophen unserer Tage, der in übler Weise des Atheismus und Unglaubens bezichtigt wird, weil er Licht in die trübsten Bereiche der Metaphysik gebracht, weil er in so erhabener wie präziser und klarer Manier diese heiklen Themen behandelt hat.

Es ist dies das Schicksal großer Männer; ihr überlegenes Ingenium setzt sie stets den Giftpfeilen der Verleumdung und des Neids aus.

Ich lasse derzeit den Traktat *Vernünfftige Gedancken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen, auch allen Dingen überhaupt* aus der Feder des nämlichen Autors übersetzen. Ich werde Ihnen, Monsieur, denselben zusenden, sobald er fertig ist, und ich bin mir sicher, daß die Beweiskraft all

seiner Lehrsätze, die sich mit mathematischer Folgerichtigkeit einer aus dem anderen ergeben und wie Kettenglieder sich verbinden, Sie verblüffen wird.

Die Nachsicht und die Unterstützung, die Sie all jenen zuteil werden lassen, die sich den Künsten und den Wissenschaften weihen, läßt mich hoffen, daß Sie mich nicht von der Zahl derer ausschließen, die Sie Ihrer Unterweisung für würdig erachten. Ich möchte hier nur Ihr Korrespondieren erwähnen, das für jedes denkende Wesen nichts denn gewinnbringend sein kann. Ohne irgend jemandes Verdienste herabzusetzen, wage ich sogar so weit zu gehen, daß man keinen im gesamten Universum ausnehmen kann, dessen Meister Sie nicht sein könnten.

Ohne Sie in einen Ihrer unwürdigen Weihrauch zu hüllen, kann ich Ihnen versichern, daß ich in Ihren Werken Schönheiten ohne Zahl entdeckte. Ihre *Henriade* bezaubert mich und triumphiert über die wenig gerechte Kritik, die ihr widerfuhr. *César* führt uns edle Charaktere vor; die Gefühle darin sind sämtliche groß und herrlich, und man verspürt, daß Brutus entweder Römer oder Engländer ist. *Alzire* gesellt zum Zauber des Neuen die glückhafte Gegenüberstellung von Gebräuchen der Wilden und der Europäer. Sie zeigen im Charakter des Gusman, daß ein falsch verstandenes und von falschem Eifer gelenktes Christentum barbarischer sogar und grausamer macht als das Heidentum.

Corneille, der große Corneille, er, der sich die Bewunderung seines ganzen Jahrhunderts erwarb, er erblickte, würde er heute auferstehen, mit Staunen und vielleicht voller Neid, daß die tragische Göttin Sie mit Gunstbezeugungen überschüttet, die sie ihm nur geizend gab.

Was darf man vom Autor so vieler Meisterwerke noch alles erwarten! und welche neuen Wunder werden noch der Feder entfließen, die so geistvoll und so elegant einst *Le Temple du Goût* niederschrieb!

Eben dies läßt mich brennend wünschen, all Ihre Werke zu besitzen. Ich bitte darum, Monsieur, sie mir zu senden und mich freimütigst auf dem laufenden zu halten. Falls sich unter den Manuskripten eines befindet, das Sie aus gebotener Vorsicht vor den Augen der Öffentlichkeit verbergen wollen,

so verspreche ich Ihnen, es im geheimen zu verwahren und mich damit zufriedenzugeben, ihm ganz für mich zu applaudieren. Unseligerweise weiß ich, daß Fürstenwort heutzutage wenig Vertrauen verdient; doch ich hoffe gleichwohl, daß Sie sich nicht von Vorurteilen bestimmen lassen und zu meinen Gunsten eine Ausnahme von der Regel machen.

Wenn ich im Besitz Ihrer Werke bin, werde ich mich reicher fühlen, als ich es durch den Besitz aller vergänglichen und verachtenswerten Güter des Glücks sein könnte, die der gleiche Zufall uns erwerben und verlieren läßt. Erstere können ganz Eigentum werden, ich meine Ihre Werke, indem sie sich dem Gedächtnis einprägen und ebenso lange bestehen bleiben wie dieses. Weil ich mir meines schwachen Begreifens bewußt bin, schwanke ich lange, ehe ich mich entscheide, was ich in meinem Gedächtnis zu horten wünsche.

Wenn die Poesie sich noch auf der Stufe befände wie ehemals, was meint, daß die Poeten nur langweilige Idyllen, Eklogen in immer demselben Klingklang, schale Stanzas zu trällern verstanden oder bestenfalls ihre Lyra zu weinerlicher Elegie stimmten, ich wendete mich vollkommen von ihr ab; aber Sie adeln diese Kunst, Sie weisen den Cotins und Rousseaus neue Wege und ungewohnte Pfade.

Ihre Dichtungen besitzen Qualitäten, welche sie der Aneignung und des Studiums durch den Mann von Welt wert und würdig machen. Sie sind eine moralische Lektion, bei der man denken und handeln erlernt. Tugend ist hier in den schönsten Farben gemalt. Die Idee von wahren Ruhm ist fest umrissen; und Sie verführen mit solcher Feinheit und solchem Raffinement zum Genuß an den Wissenschaften, daß ein jeder, der Ihre Werke gelesen hat, voller Ehrgeiz Ihren Spuren folgen möchte. Wie oft habe ich nach diesem trügerischen Köder geschnappt, und wie oft habe ich mir dann gesagt: Unseliger! Laß die Last, deren Gewicht deine Kräfte übersteigt; Voltaire läßt sich nicht imitieren, es sei denn, man wäre Voltaire. In solchen Augenblicken fühlte ich, daß die Vorzüge von Geburt und der Dunst von Größe, in dem die Eitelkeit uns wiegt, zu wenig nütze sind, oder besser ausgedrückt: zu nichts. Es bleiben Auszeichnungen,

die von uns getrennt sind und die nur die Erscheinung schmücken. Wie sehr sind ihnen die Gaben des Geistes vorzuziehen, und was verdanken wir nicht jenen Männern, welche die Natur durch das glückhafte Ingenium ausgezeichnet hat, das sie ihnen bei der Geburt mitgab! Sie gefällt sich darin, Wesen auszuformen, die sie mit der ganzen nötigen Begabung versieht, welche den Fortschritt in den Künsten und Wissenschaften bewirkt; und es obliegt den Fürsten, die Nächte des Schaffens zu entlohnen. Ah! möge der Ruhm sich meiner bedienen, um Ihre Erfolge zu krönen! Ich fürchte nichts weiter, als daß dieses Land, das dem Lorbeer nicht günstig ist, nicht soviel davon sprießen läßt, wie Ihre Werke verdienten, und man aus Mangel zur Petersilie greifen müßte. Falls mein Schicksal es mir nicht vergönnt, Sie selbst zu besitzen, so kann ich doch zumindest hoffen, eines Tages den Mann zu sehen, den ich seit so langer Zeit von weitem bewundere, und Ihnen mit erregter Stimme zu versichern, daß ich mit aller Wertschätzung, die jenen Menschen zusteht, die der Flamme der Wahrheit folgen und ihr Tun dem allgemeinen Wohl widmen, Ihr zutiefst ergebener Freund bin,

Frederic, P. R. de Prusse.

Monsieur Wolff: Christian Wolff, 1679–1754, tüchtig vernunftbetonter Philosoph, der 1723 wegen des Verdachts der Religionsfeindlichkeit vom Soldatenkönig aus Halle und des Landes verwiesen wurde. Wolff, der die deutsche Sprache ins Philosophieren einführte, lehrte 1736 in Marburg. Sein Werk *Vernünfftige Gedancken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen, auch allen Dingen überhaupt* war 1720 erschienen.

Henriade: Epos, in dem Voltaire König Heinrich IV. von Frankreich als Muster an Toleranz feiert, Epos, das Voltaire den Ehrentitel eines *Homer der Franzosen* eintrug.

César, Alzire: Frühe Dramen Voltaires, von denen *Alzire* in Paris Indianer und indianisches Ambiente in Mode brachte.

Le Temple du Goût: Eine von Voltaire vielfach umgearbeitete Verssatire mit Prosaeinschüben, in der er etliche seiner literarischen Zeitgenossen angriff und ihnen die Klassiker des 17. Jahrhunderts entgegenhielt.

Cotin: Charles Cotin, 1604–1681, Geistlicher und Poet und von Molière als »leerer Silbendrechsler« charakterisiert.

Rousseau: Der *andere, frühere* Rousseau, nämlich Voltaires Ruhmesrivale Jean-Baptiste Rousseau, 1671–1741, Dichter in allen Sparten, wegen Verleumdung von Zeitgenossen aus Frankreich gewiesen und lange Zeit in Brüssel ansässig.

P. R. = Prince Royal: Kronprinz.

François-Marie Arouet – Voltaire – hat im Jahr 1736 schon mancherlei erlebt und hinter sich. Der Kindheit als Sohn eines angesehenen Pariser Advokaten – (»Ich habe zwei Narren zu Söhnen; der eine ist zu gottlos, der andere ist zu fromm!«) – waren bei dem »gottlosen« und jüngeren glänzend absolvierte Schuljahre im Jesuitengymnasium Louis-le-Grand gefolgt. Dieser Ausbildung bei vorzüglichen Lehrern hatte sich 1711 ein alsbald wieder abgebrochenes Studium der Rechte an der Sorbonne angeschlossen. Doch schon 1706, fünf Jahre vor diesem kurzen Studium, hatte Arouet d.J. als Zwölfjähriger seine erste Tragödie geschrieben: *Amulius et Numitor*.

Bereits während seiner Studienzeit hatte der knapp Zwanzigjährige Kontakt zum »Cercle du Temple« aufgenommen, einem Kreis freigeistiger Pariser Literaten und vornehmlich adliger Schöngeister der französischen Hauptstadt. Der stets sehr elegant gekleidete, bemerkenswert hagere Neuling aus dem Advokatenmilieu und mit dichterischen Neigungen war hier durch seine brillante Rhetorik aufgefallen, durch geschliffene Verse und auch dadurch, daß er kaum Alkoholisches trank.

Der begabte Jüngling, Verfasser scharfzüngiger Spottgedichte auf Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens – und gerade mit der Niederschrift seines Dramas *Cedipe* befaßt – fand sich erstmals 1717 in der Bastille wieder. Allzu deutlich war der junge Literat in einem Gelegenheitspoem für den »Cercle du Temple« auf die allseits gemutmaßte Liaison zwischen Frankreichs Regenten Philippe d'Orléans und der Herzogin von Berry, dessen Tochter, eingegangen. Diese erste Inhaftierung wegen Verleumdung und Majestätsbeleidigung fiel kurz aus. Sie wurde vom nachsichtigen, wenn nicht sogar leichtfertigen Übergangsherrscher zwischen Ludwig XIV. und Ludwig XV. in eine befristete Verbannung Arouets/Voltaires in die Provinz umgewandelt.

Neun Jahre darauf, 1726, wurde der nunmehr zweiunddreißigjährige und längst gefeierte Dramatiker neuerlich ins Pariser Staatsgefängnis eingeliefert. Wegen des sich selbst verliehenen Adelsprädikats – des angemäßigten »de« vor seinem Dichternamen – hatte der hochadelige Chevalier de Rohan den Herrn »de Voltaire« auf offener Straße abfangen und verprügeln lassen und zudem seine Inhaftierung durchgesetzt. Knapp einen Monat nach dieser gewalttätigen Erniedrigung des Selbsterhöhten ging der Verprügelte und Gedemütigte ins freiheitlichere England. Doch zeit seines Lebens sollte Voltaire diesen Zusammenstoß mit den Mächtigen, diese Demütigung seiner Person, nicht vergessen.

In England, dessen Liberalität er bewundert, widmet der französische Exilant sein Epos *Henriade* – diese Feier des toleranten

Königs Heinrich IV. – der britischen Königin Caroline. Das Werk wird zu einem großen Erfolg. 1729 wagt sich sein Autor ins heimatliche Frankreich zurück. Dort schreibt er nun unter anderem die erfolgreiche Tragödie *Zaïre*. Er läßt, allerdings heimlich, seine *Lettres philosophiques* drucken, »Briefe«, in denen er die englische Freiheit preist, alle Tyrannei verdammt, umfassende Toleranz unter gleichgestellten Menschen fordert. Dieses sofort verbotene Buch verkauft sich wegen des Verbots nur um so besser, und seinem Verfasser droht 1734 zum dritten Mal die Bastille.

So lebt der rege, doch früh und immer kränkelnde Verfasser höchst aufrührerischer Werke 1736 abermals in sicherer Entfernung von Paris und im halben Exil.

Schloß Cirey liegt im teilsouveränen Herzogtum Lothringen und gehört dem Marquis du Châtelet. Die Schloßherrin Émilie du Châtelet bewundert Voltaires Schaffen und liebt – mit der nonchalanten Erlaubnis ihres Gatten – den Autor gleichermaßen. In Cirey lebt man ein Leben zu dritt, oder auch zu zweit, wenn der Marquis auf Reisen oder im Manöver ist. Die Marquise du Châtelet selbst ist eine Dame von Geist und zudem Amateurphysikerin; sie arbeitet, Seite an Seite mit ihrem Gast, um 1736 an einem Traktat *Über das Feuer*. Der zweiundvierzigjährige Exilant hingegen ist mehr mit einem Werk zur Verbreitung der Physik Newtons befaßt. Er empfängt viele Besucher aus Paris, fühlt sich weiter von Polizei und Zensur bedroht und lebt mit dem Gedanken: »Um mich für die üblen Begleiterscheinungen der Literatur schadlos zu halten, will ich ein großes Vermögen machen.«

1736 ist der rege, verfolgte, produktive Voltaire bereits sehr wohlhabend.

Schon vor dem Empfang von Post aus Berlin wird er von einem vielversprechenden musischen Kronprinzen dort, im fernen Nordosten, gehört haben.

2. Voltaire an Friedrich

[September 1736]

Monseigneur, man müßte fühllos sein, um von dem Brief, mit dem Ew. Kgl. Hoheit mich zu ehren geruhen, nicht inniglichst gerührt zu sein. Er schmeichelte meiner Eigenliebe nur zu sehr; aber die Liebe zum Menschengeschlecht, die seit je in meinem Herzen lebt und die, wie ich zu behaupten wage, meinen Charakter prägt, schenkte mir eine tausendfach reinere Freude, als ich erkannte, daß es auf der Welt

einen Prinzen gibt, der als Mensch denkt, einen Fürsten-Philosophen, der die Menschen beglücken wird.

Gestatten Sie mir anzumerken, daß es auf der Erde keinen gibt, der ein heiteres Dasein nicht eben jener Sorgfalt verdankt, mit der Sie durch heilsame Philosophie eine Seele pflegen, die zum Befehlen geboren wurde. Es stimmt, nur die wahrhaft guten Könige waren es, die, ganz wie Sie, damit begannen, daß sie sich bildeten, die Menschen zu ergründen suchten, das Wahre liebten, Verfolgung und Aberglauben verabscheuten. Es gibt keinen so gesonnenen Fürsten, der seine Staaten nicht ins Goldene Zeitalter zurückzuführen vermöchte. Warum streben so wenige Könige dies an? Sie ahnen es, Monseigneur, fast alle sinnen mehr auf das königliche Gepränge als auf Menschlichkeit; bei Ihnen verhält es sich exakt umgekehrt. Seien Sie gewiß, falls Staatsgeschäfte und die Bössartigkeit der Menschen einen so göttlichen Charakter nicht eines Tages verändern, werden Sie von Ihren Völkern angebetet und von der ganzen Welt gepriesen werden. Philosophen, die dieses Titels würdig sind, werden in Ihre Staaten eilen; und so wie berühmte Künstler in das Land strömen, in dem ihr Können in den höchsten Ehren steht, werden sich jene Menschen, die denken, um Ihren Thron versammeln.

Die berühmte Königin Christine verließ auf der Suche nach den Künsten ihr Land; regieren Sie, Monseigneur, und die Künste werden alsbald zu Ihnen kommen.

Mögen Sie niemals wegen Gelehrten disputen von den Wissenschaften angewidert sein! Durch alles, was Sie mir mitzuteilen geruhen, sehen Sie, Monseigneur, daß solche Leute zumeist Höflingen gleichen. Sie sind ebenso ehrbegierig, ebenso intrigant, ebenso falsch, ebenso grausam; der ganze Unterschied zwischen den Pesten des Hofes und den Plagen der Fakultäten liegt in der größeren Lächerlichkeit letzterer.

Es ist fürwahr betrüblich für die Menschheit, daß jene, die sich Verkünder göttlicher Gebote, Übermittler des Göttlichen, mit einem Wort: Theologen nennen, bisweilen die Gefährlichsten von allen sind; daß etliche unter ihnen für die Gesellschaft so schädlich sind wie dunkel in ihren Ideen, daß ihre Seele in dem Maße, in dem sie der Wahrheit ermanget, von Eifer und Hochmut gebläht ist. Durch trug-

schlüssiges Wortgeklingel möchten sie die Erde beben machen und alle Könige dazu bringen, die Ehre irgendeines Argumentums *in ferio* oder *in barbara*, mittels Eisen und Feuer, wiederherzustellen.

Jedes denkende Wesen, das nicht ihre Meinung teilt, ist ein Atheist, und jeder König, der sie nicht unterstützt, wird verdammt. Sie wissen, Monseigneur, daß es das Beste ist, sie allesamt sich selbst zu überlassen, diese angeblichen Präzeptoren, die in Wahrheit Feinde des Menschengeschlechts sind. Wenn niemand ihren Worten lauscht, verwehen sie gleich Wind im Äther; aber vermengt sich das Gewicht von Macht damit, nimmt dieser Wind eine Gewalt an, die bisweilen Throne umwirft.

Mit der Freude eines Herzens, das von der Liebe zum allgemeinen Wohl erfüllt ist, sehe ich, Monseigneur, die unermessliche Distanz, die Sie zwischen jenen Menschen schaffen, die friedvoll die Wahrheit suchen, und denen, die wegen Begriffen, die sie nicht begreifen, in den Krieg ziehen. Ich sehe, daß die Newtons, die Leibnizze, die Bayles, die Lockes, diese so erhabenen, so aufgeklärten und so hellen Seelen es sind, die Ihren Geist nähren, und daß Sie alle sonstige, fadenscheinige Nahrung von sich weisen, sobald Sie Gift oder mangelnde Substanz darin erahnen.

Ich kann Ew. Kgl. Hoheit nicht genug für die Güte danken, mir das kleine, Monsieur Wolff betreffende Buch zugeschickt zu haben. Ich erachte seine metaphysischen Gedanken für etwas, das dem menschlichen Geist zur Ehre gereicht. Es sind Blitze inmitten tiefer Nacht; das ist alles, was man sich, wie ich glaube, von der Metaphysik erhoffen kann. Es hat nicht den Anschein, als könnte man die Urprinzipien der Dinge jemals erkennen. Die Mäuse, die ein paar winzige Löcher in einem riesigen Gebäude bewohnen, wissen nicht, ob dieses Gebäude ewigen Bestand hat, noch wer sein Baumeister ist, noch weshalb dieser Baumeister es erbaut hat. Sie mühen sich, ihr Leben zu erhalten, ihre Löcher zu bevölkern und die zerstörerischen Bestien zu fliehen, die sie verfolgen. Wir sind die Mäuse, und der göttliche Baumeister, der dieses Universum errichtete, hat sein Geheimnis, soweit ich darum weiß, noch keinem von uns verraten. Falls jemand

für sich in Anspruch nehmen darf, etwas davon zu erahnen, so ist dies Monsieur Wolff. Man kann gegen ihn streiten, aber man muß ihn achten. Seine Philosophie ist weit davon entfernt, verderblich zu sein; läßt sich Schöneres und Wahrerer sagen, als er es tut, daß nämlich die Menschen gerecht sein müssen, wären sie auch Atheisten?

Monseigneur, Sie versprechen, mir gütigerweise den *Traktat über Gott, die Seele und die Welt* zu schicken. Welch ein Geschenk, Monseigneur, und welch ein Handel! Aus seinem Palast geruht der Erbe einer Monarchie einem Einsiedler Unterweisungen zukommen zu lassen! Erweisen Sie mir die Ehre solcher Gabe, Monseigneur; meine unabdingbare Liebe zum Wahren alleine ist es, die mich dessen würdig macht. Die Mehrzahl der Fürsten fürchtet die Wahrheit: Sie werden sie verkünden.

Was die Verse angeht, von denen Sie sprechen, so denken Sie über diese Kunst so sinnreich wie über alles andere. Verse, die den Menschen keine neuen, bewegenden Wahrheiten nahebringen, verdienen es nicht, gelesen zu werden. Sie spüren, daß es nichts Verächtlicheres gibt, als sein Leben damit zuzubringen, verschlissene Gemeinplätze, die den Namen Gedanken nicht verdienen, in Reime zu pferchen. Falls es etwas noch Abscheulicheres gibt, dann besteht es darin, ausschließlich satirischer Dichter zu sein und nur zu schreiben, um andere zu verschreien. Diese Poeten sind auf dem Parnaß das, was die Doktoren in den Schulen sind, die nichts als Wörter aneinanderreihen und Intrigen spinnen gegen die, die über Wesentliches schreiben.

Falls die *Henriade* Ew. Kgl. Hoheit nicht zu mißfallen vermochte, so muß ich der Liebe zur Wahrheit Dank abstatten, dem Ekel vor den Aufwiegeln, den Verfolgern, den Abergläubischen, vor den Tyrannen und vor den Umstürzeln, den mein Gedicht einflößt. Es ist das Werk eines aufrechten Mannes; es mußte vor einem Fürsten-Philosophen Gnade finden. Sie befehlen mir, Ihnen meine übrigen Werke zu schicken. Ich werde gehorchen, Monseigneur; Sie werden mein Richter sein und Publikum mir ersetzen. Ich werde Ihnen vorlegen, wozu ich in der Philosophie mich erkühnte; Ihr Gedankenleuchten wird mein Lohn sein, ein Preis, den nur wenige Herrscher zu

zahlen vermögen. Ich bin mir Ihrer Diskretion gewiß; Ihre Seelengröße kommt gewiß Ihren Wissensschätzen gleich.

Ich würde es als kostbares Glück erachten, Ew. Kgl. Hoheit meine Aufwartung zu machen. Man reist gen Rom, um Kirchen, Gemälde, Ruinen und Reliefs zu betrachten. Ein Prinz wie Sie verdiente weit mehr eine Reise, ist er doch eine viel herrlichere Rarität. Doch die Bande der Freundschaft, die mich hier in der Abgeschiedenheit festhalten, erlauben mir nicht, mich davonzustehlen. Gewiß denken Sie gleich Julian, diesem verleumdeten, großen Mann, der erklärte, daß Freunde den Königen allzeit vorgezogen gehören.

Gleichgültig, in welchem Erdenwinkel ich mein Leben beschließe, seien Sie versichert, Monseigneur, daß ich ohne Unterlaß das Beste für Sie, das heißt für das Glück eines ganzen Volkes, wünschen werde. Mein Herz wird immer zu Ihren Untertanen zählen; Ihr Ruhm wird mir immer teuer sein. Ich werde ersehnen, daß Sie sich stets selbst ähnlich bleiben und die anderen Könige Ihnen ähnlich werden. Mit tiefster Hochachtung vor Ew. Kgl. Hoheit Ihr sehr ergebener etc.

Zuweilen fehlen Datierung und Unterschrift.

Königin Christine: Die Tochter Gustav Adolfs, 1626–1689, dankte 1654 ab, um als Katholikin in Rom zu leben, hatte aber davor bedeutende Köpfe (unter anderen Descartes) nach Schweden geholt.

Julian: Julian Apostata, das ist: »der Abtrünnige«, römischer Kaiser des 4. Jahrhunderts, dem attisches Heidentum mehr zusagte als die Religion aus dem Jordantal.

Erdenwinkel: Quai des Théatins, nachmalig Quai Voltaire, Paris, und erst ein halbes Jahrhundert später.

Seinen Brief ergänzte der Gast im Hause du Châtelet um eine Versepistel, in der es heißt: »Den Forschenden erleuchten und des Weisen Stütze sein: / Das ist es, was ich schätze, das wird Ihr Lebenswerk.«

3. Friedrich an Voltaire

Rheinsberg, 4. November 1736

Monsieur, es ist eine recht heikle Prüfung für einen Studiosus der Philosophie, Lobeshymnen von einem Mann Ihres Verdienstes zu empfangen. Die Eigenliebe und der Dünkel,

diese grausamen Tyrannen der Seele, die durch Schmeicheln vergiften, fühlen sich durch einen Philosophen bestärkt, durch Waffen aus Ihrer Hand, und wollen eine von mir stets bekämpfte Herrschaft über meine Vernunft erlangen.

Vieltausendfaches Glück, wenn ich, indem ich sie besiege und die Philosophie in die Tat umsetze, eines Tages der vielleicht zu günstigen Vorstellung, die Sie von mir haben, entsprechen könnte.

Sie zeichnen, Monsieur, in Ihrem Brief das Bild eines vollendeten Fürsten, in dem ich mich nicht wiedererkenne. Es ist eine äußerst subtile und in die verbindlichste Art der Welt gekleidete Lektion; es ist endlich eine kunstreiche Methode, um die scheue Wahrheit ans Ohr eines Fürsten gelangen zu lassen. Ich werde mir dieses Bild als Modell vor Augen halten und alle Anstrengungen unternehmen, um würdiger Eleve eines Meisters zu sein, der so göttlich zu unterrichten versteht.

Schon jetzt fühle ich mich unendlich zum Schuldner Ihrer Werke gemacht; sie sind der Born, aus dem sich Gefühle und Wissen schöpfen lassen, die großen Männern wohl anstehen. Meine Eitelkeit geht nicht so weit, daß ich solche Bezeichnung auf mich münzte, aber es ist mir gestattet, danach zu streben, eines Tages sie zu verdienen; Sie, Monsieur, werden es sein, dem gegenüber ich diese Verpflichtung verspüren werde:

Et d'un peu de vertu si l'Europe me loue,
Je vous la dois, seigneur, il faut que je l'avoue.

(Und so geringer Tugend wegen Europa mich auch
preist, Herr,
ich dank' sie Euch und gesteh' dies ein.)

Ich kann nicht umhin, diesen großherzigen Charakter zu bewundern, diese Liebe zum Menschengeschlecht, die Sie des Beifalls aller Völker versichern sollte; ich wage sogar zu behaupten, daß sie Ihnen ebensoviel und mehr noch verdanken als die Griechen dem Solon und Lykurg, diesen weisen Gesetzgebern, deren Gebote ihre Vaterländer blühen ließen und der Grundstein einer Größe waren, welche anzustreben die Griechen sonst nicht gewagt hätten. Die Schriftsteller sind in

gewissem Sinne öffentliche Personen; ihre Schriften verbreiten sich in alle Teile der Welt und präsentieren, dem gesamten Weltkreis zur Kenntnis gelangt, den Lesern die sie bestimmenden Ideen. Sie veröffentlichen Ihre Gefühle; deren Schönheit, der Zauber von Wortwahl und Wortfluß, in einem Wort: alles, was das Feuer der Gedanken und die Kraft der Beredsamkeit Vollkommenes schaffen können, setzen Ihre Leser in Erstaunen; sie sind davon berührt, und dank Ihres glückhaften Anstoßes atmet bald eine ganze Welt diese Liebe zum Menschengeschlecht. Sie formen gute Staatsbürger, treue Freunde, Untertanen, die den Umsturz verabscheuen, für das öffentliche Wohl sich ereifern. Was alles verdankt man Ihnen!

Für den Fall, daß ganz Europa eine Wahrheit nicht erkennt, die deswegen nicht weniger wahr ist, und Ihnen nicht alle Anerkennung zollt, die Sie verdienen, so seien Sie sich zumindest der meinen gewiß. Betrachten Sie meine Taten künftig als die Frucht Ihrer Lektionen. Sie wurden mir zuteil, mein Herz schlug heftiger, und ich habe mir ein unverbrüchliches Gebot daraus gemacht, ihnen Folge zu leisten.

Ich sehe, Monsieur, mit Bewunderung, daß Ihre Kenntnisse nicht schon bei den Wissenschaften haltmachen; Sie haben die verborgensten Falten des menschlichen Herzens erkundet, und von ebenda haben Sie den heilsamen Rat geschöpft, den Sie mir erteilen, wenn Sie mich warnen, mich vor mir selbst in acht zu nehmen. Ich danke Ihnen, Monsieur, und ich wünschte, ich könnte es mir fortwährend wiederholen.

Es ist ein beklagenswertes Zeichen menschlicher Unzulänglichkeit, daß die Menschen sich nicht jeden Tag gleichen; oft zerstören sie ihre Entschlüsse mit derselben Plötzlichkeit, mit der sie sie gefaßt haben. Die Spanier sagen höchst gescheit: Einst war er doch wacker. Ließe sich nicht gleichermaßen sagen, daß die bedeutenden Menschen es nicht immer und nicht in allem sind?

Wenn ich etwas begierig ersehne, dann wäre das, gebildete und fähige Menschen um mich zu scharen. Ich glaube nicht, daß es vertane Mühe wäre, alles daranzusetzen, sie anzulocken; es ist dies eine Huldigung, die ihnen gebührt, und es ist ein Eingeständnis des Drangs, von ihrem Licht erhellt zu werden.

Ich kann mich nicht genug verwundern, wenn ich bedenke, daß eine Nation, die von den schönen Künsten durchdrungen ist, der Ingenium zur Seite steht, daß eine Nation, die seit langem Sachwalterin des Geschmacks ist, den Schatz nicht sieht, den sie in ihrem Schoß birgt. Was? Derselbe Voltaire, dem unsere Hände Altäre und Standbilder errichten, wird in seinem Vaterland für gering geachtet und lebt zurückgezogen in der Champagne! Ein Paradoxum, ein Rätsel, eine bizarre Laune der Menschen.

Nein, Monsieur, die Streitereien der Gelehrten werden mir die Wissenschaften niemals verleiden; ich werde immer zwischen denen, die die Wissenschaften entwürdigen, und den Wissenschaften selbst zu unterscheiden wissen. Ihre Querelen rühren für gewöhnlich aus einem maßlosen Ehrgeiz und der unstillbaren Begierde, sich einen Namen zu machen, oder aus dem Neid eines geringeren Verdienstes auf den strahlenden Glanz eines höheren Verdienstes, der ihm ein Dorn im Auge ist.

Letzterer Nachstellung sind die großen Männer ausgesetzt. Die Bäume, deren Wipfel sich bis zu den Wolken erheben, sind den stürmischen Winden und den Unbilden des Wetters ärger preisgegeben als dürres Buschwerk, das in ihrem Schatten wuchert. Das ist es, was aus den Tiefen der Hölle heraus die gängigen Verleumdungen von Des Cartes und Bayle heraufbeschwor. Ihre und die Überlegenheit von Monsieur Wolff ist es, was die Ignoranten aufbringt und diejenigen aufkreischen läßt, deren lachhafte Anmaßung jeden Mann verstummen machen will, dessen Geist, Wissen und Leuchten all ihr Allotria übertönen. Nehmen wir einmal an, die großen Männer vergäßen sich so weit, daß sie einer auf den anderen losgingen; sollte man ihnen deswegen den Titel der Größe absprechen und ihnen die Wertschätzung vorenthalten, die etliche herausragende Eigenschaften ihnen eingetragen haben? Das Publikum kennt für gewöhnlich keine Gnade; es verdammt die geringsten Fehler; sein Urteil ist allein ans Gegenwärtige geknüpft; das Gewesene erachtet es für nichts: aber man sollte nicht dem gemeinen Publikum nacheifern. Ich suche gebildete, weltkluge Menschen, doch keine vollkommenen. Wann hat die Natur je